



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stimmungen in der Provinz Hannover.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Form, so wie sie dasteht, als ein Document desselben Geistes bezeichnet wäre, dem die deutsche Nation jedenfalls die vielseitigste und reichste künstlerische Gestaltung ihrer Sprache zu danken hat. —

Stimmungen in der Provinz Hannover.

Vor zwei Jahren, als die Discussion über die Zukunft der Elbherzogthümer die deutschen Politiker aufregte, ist bei Abwehr der particularistischen Forderungen von Seiten der national Gesinnten oft das Stichwort ausgesprochen worden: wir wollen kein zweites Hannover. Der Vergleich lag nahe genug. Denn hinreichender Grund war zu der Befürchtung, daß wie im Welfenbönigreiche, so auch in dem Lande nördlich der Elbe die exklusive und eigenwillige Natur des Volksstammes sich bei autonomer politischer Verfassung nur um so hartnäckiger auf sich selber stellen und von productiver Gemeinschaft mit dem Lebensprincipe des neuen Deutschland, dem preussischen Staate, sich ausschließen würde. „Hannover“ aber heißt nach seinem bisherigen politischen Charakter ins Begriffliche übersetzt nichts anders als Körper gewordenes Froniren gegen Preußen, das politische „Nein“ unter jeglichem Aspect. Andererseits bezeichnend für die politische Impotenz solcher Königthümer wie das welfische war, ist der Dünkel, mit welchem das Deficit der Macht geläugnet wurde; soll es doch weiland König Georg — der seinen Namen beiläufig bemerkt, nach dem Beispiel seiner fremdländischen Vorfahren gern in der wälschen Form aussprechen hört — sehr verdrossen haben, daß es ihm nicht gelingen wollte, in politischen Notizen für das seinem Hochmuth anstößige Prädikat Mittelstaaten den Ausdruck „Mittelreiche“ zur Geltung zu bringen. Indes, was ihm auf sprachlichem Gebiete versagt blieb, hat er, einzig übertroffen von seinem hessischen Vetter, auf politischem erlangt: er hat in der That aus seiner Monarchie das deutsche Reich der Mitte gemacht, das Land des politischen Stillstandes, dessen oberstes Gesetz die Laune des Herrn war und dessen Staatsbeamten zugemuthet wurde, sich zur Ehre zu rechnen, daß sie amtlich die königliche Dienerschaft hießen.

Dieser Mummenschanz ist, Gottlob, vorüber. Er hat, mit den Augen des Humoristen betrachtet, der Nation neben schwerem Verdruß manche Erheiterung

gebracht; aber wir Deutschen sind keine politischen Rentiers, welche solche Summen an ihre Unterhaltung wenden können, wie die Welfenherrlichkeit uns gekostet hat. Schlimm genug, daß ein so großer Theil der Hannoveraner zu denen gehörte, die sich gewöhnt hatten, diese Wirthschaft humoristisch aufzufassen. Das alte Erbtheil egoistischen Beharrens und passiven Selbstgenügens ist für das geschichtliche Leben der Niedersachsen höchste Gewähr und größte Gefahr zugleich. Die Fähigkeit ihres derben Wesens, viel tragen zu können, ehe sie die Last spüren, hat sie auch vieles ertragen lassen, was einem Volksstamm von solcher Begabung unziemlich ist. Nicht unempfindliche Nerven sind schuld daran; gute Bildung, kluger Sinn, hochgesteigertes geistiges und materielles Verkehrsleben geben ihnen volle Ebenbürtigkeit mit den übrigen Norddeutschen, aber es haftet in ihrer braven Natur eine verhängnißvolle Bequemlichkeit, die sie im guten und im schlimmen Sinne davor bewahrt, außer Fassung zu gerathen. Diese Kraft unentwegter Gemüthsruhe ist angesichts der Anforderungen unsrer modernen Zeit zu sittlicher Schwäche geworden. Wenn man im Gespräch auch mit hochgebildeten Bürgern der zahllosen herrischen Thorheiten und kindischen Rankünen des Königs, seines rein persönlichen und von unwürdigsten Einflüssen beherrschten Regiments, ja selbst wenn man der Mißhandlungen der Landesverfassung und des Zustandes politischer Rechtslosigkeit gedenkt, in dem er sein Volk zu exerciren liebte, begegnet man meist nur gutmüthigem Lächeln oder dem Achselzucken des Bedauerns; die Entrüstung, die sich darauf gebührte, ist den allermeisten abhanden gekommen, oder vielmehr sie haben sie nie gehabt. Es versteht sich von selbst, daß wir mit um so größerer Achtung die Männer der liberalen Opposition ausnehmen.

Seit Holstein wie Hannover dem preussischen Staate gesichert sind, droht sich die Mahnung, deren eingangs erwähnt wurde, umzukehren; jetzt scheint gesorgt werden zu müssen, daß die Provinz Hannover kein zweites Holstein werde. Daß der neuen Ordnung der Dinge im Welfenreich kein stürmischer Enthusiasmus entgegengebracht wurde, ließ sich bei dem politischen Temperament der Hannoveraner erwarten. Wer aber voraussetzte, die Veränderung werde im Lande mit phlegmatischem Gleichmuth oder gar mit stillem Behagen aufgenommen werden, sieht sich sehr getäuscht. Außer in Ostfriesland, das vermöge seiner preussischen Traditionen in einer exceptionellen Lage war, sind in sehr wenigen Orten freudige und zustimmende Kundgebungen erfolgt. Die große Mehrzahl der Bewohner des flachen Landes wie der Städte hat sich ablehnend verhalten, in der Hauptstadt ist die Stimmung bei Groß und Klein äußerstes Mißvergnügen und es hat allmählig Formen angenommen, die sehr schlecht zu dem fast übertriebenen Anstande passen, den man sonst dort gewohnt ist. Zwar pöbelhafte Auftritte der Art, wie sie in Celle vorgekommen sind, hat die Hauptstadt

nicht gesehen, aber große Aehnlichkeit mit denselben hatten die Excesse am Geburtstag des Kronprinzen doch. Immerhin mögen solche derbe Ausbrüche eines Unwillens, für den es ja hundert kleine persönliche Anlässe geben kann, den unteren Schichten der Bevölkerung in die Schuhe geschoben und sie sonach höchstens disciplinär gerügt werden; zum preussischen Gouvernement haben wir das Vertrauen größter Schonung; aber ganz vereinzelt Eruptionen waren jene Erscheinungen nicht. Schon in den ersten Tagen nach der Katastrophe von Langensalza, noch mehr natürlich seit dem Anneziionsbeschlusse, kamen allenthalben kleine Aufreizungen vor. Wenn gegen Abend die Knaben in den Straßen Hochrufe auf den König und den Prinzen ertönen ließen, so ist es niemandem eingefallen, das für etwas Anderes als für jugendliche Rehlübungen zu nehmen, aber wenn die Duodezpatrioten Umzüge halten mit weißgelben und schwarzgelben Fähnchen und Spottlieder auf Preußen dabei singen, so liegt die Befürchtung nahe, daß sie dazu angeregt sind, und das ist von Seiten der Anstifter ebenso unpädagogisch wie feig. Ein solcher Nimmelsreim ist mir im Gedächtniß geblieben: „Guckuk, Guckuk warte, bald kommt der Bonaparte, will uns helfen wiederholen, was die Preußen uns gestohlen.“ Guckuk ist die allgemein recipirte Bezeichnung des preussischen Adlers. Beim Dunkelwerden kann man den Ruf allenthalben hören, wo sich preussische Soldaten befinden. Als Ziel der demonstrativen Spaziergänge der Schuljugend galt Herrenhausen, wo die Königin bis vor kurzem wohnte. Da traf sich dann wohl, daß der Zug dem Wagen der hohen Frau in der langen Allee begegnete; dann stieg sie aus, die Kinder umringten sie und sie ließ sich die Namen nennen. Fast überall im Lande, namentlich aber in der Hauptstadt, genießt die Königin wirkliche Verehrung. Es ist keine Uebertreibung, daß eine Loyalitäts- und Beileidsadresse an sie, welche in der Stadt unter der Hand colportirt wurde, in kurzer Zeit mit mehr als 40,000 Unterschriften bedeckt war. Aus dem kleinen Heimathhose zu Altenburg hat sie warmen Sinn für Freud und Leid des Bürgers auf den stolzen Welfenthron mitgebracht; ihrem liebevollen und schlichten Wesen verdankt die königliche Familie das Lob häuslicher Tugenden. Insbesondere hat die Mildthätigkeit der hohen Frau die Herzen erobert; wir gönnen ihr den schönen Besitz und es ist menschlich betrübend, daß sie künftig darauf verzichten muß, sich der Wirkungen landesmütterlicher Sorge zu freuen. Die Geschichte aber ist eine hartherzige Frau, die an privaten Schmerzen stumm vorübergeht.

König Wilhelm hat wiederholt ausgesprochen, daß er loyale Pietät ehrt, und er wird in dieser Richtung nie ohne Noth harte Maßregeln ergreifen. Aber die Hannoveraner ihrerseits sollten Tact genug haben, die Grenzen dieser Connivenz zu akten. So gut und schön die Ovationen für die Königin sein mögen, dem selbstverschuldeten und heilsamen Falle des Königs sollte füglich

aller Weibrauch fern bleiben. Was in aller Welt soll es heißen, wenn man Fünfgroschenstücke, die sein Bild tragen, in Gold gefaßt an der Uhrkette trägt, wie man es bei genug gebildeten Leuten der höheren Classe sehen kann; oder was soll das Fernbleiben vom Theater, über dessen gefürchtete Schließung man im voraus mit hartem Vorwurf gegen Preußen jammerte; endlich, was denkt man sich bei der herausfordernden Trauerkleidung, die bereits gebührende Rüge gefunden hat? Das abstoßende Verhalten gegen die preussischen Truppen mag Nachsicht finden, so lange das Schicksal der hannoverschen Armee, deren Offiziere jetzt durchweg Civilleidung tragen, unentschieden ist; aber wenn man mit Ostentation fortfährt, vom Eintritt nicht nur vieler Capitulanten, sondern auch anderer Landeskinde in die österreichische Armee zu reden, so vergesse man nicht, daß hierbei von Desertion die Rede ist, und daß die Strenge des preussischen Militärgesetzes lieber unversucht bleibt!

Alle diese kleinen Züge des Widerspruchs sind zwar keineswegs staatsgefährlich; aber sie stehen verständigen und gradfönnigen Norddeutschen schlecht zu Gesicht. Denn leider bleibt nur die Wahl, sie entweder für unreife Faselerei oder für Speculation auf Rückkehr des Vertriebenen zu halten. Nach der überlangen politischen Passivität des Volkes ist diese Wahrnehmung höchst unerfreulich und sie bestätigt nur, wie hohe Zeit es war, daß die Hannoveraner Preußen d. h. active Bürger eines wirklichen Staates wurden.

Von sehr vielen verständigen Leuten des bürgerlichen Mittelstandes, auch in der Residenz, muß man loben, daß sie der larmoyanten Sympathie für den Exkönig, die ich unter ihnen selbst als „Rudeltreue“ habe belächeln hören, fremd sind. Aber wenn der Blinde auch diesen Ausgang verdient hat — so sagt man — warum ist uns der Kronprinz nicht zurückgegeben worden; er ist unschuldig an der traurigen Politik des Vaters und überdies hatte Preußen die Macht, sein Regiment durch alle möglichen Conventionen einzuengen. Weicht auch dieser Einwurf der Vorstellung, daß durch ein solches Arrangement eine in jedem Betracht unbefriedigende, für Herren und Unterthanen gleich peinliche Doppelautorität constituirt wurde, dann heißt es: Was hat das Land verbrochen, daß man ihm seine Verfassung nimmt? Den thätigen Liberalen, welche in der Kammer gegen die Handgriffe König Georgs mannhafte Protest erhoben haben, mag des Landes Constitutionskurfunde den Werth haben, den jedes Schmerzenskind für die hat, die es beim Leben erhielten; über die absolute Vortrefflichkeit mögen Kundigere urtheilen; bei den Meisten, welche dies Stichwort zu dem übrigen gemacht haben, bedeutet es nicht viel mehr als geistige Bequemlichkeit und die bekannte Liebhaberei des Eigenthums. Unsere Verfassung, so hört man, mag so gut oder so schlecht sein wie sie will, sie ist unser Erwerb, unser Rechtsfundament; das ist Grund genug, um daran fest-

zuhalten. Ganz gut und brav; wenns nur auch so wahr wäre. Es ist zu beklagen, daß die Sonderverfassung eben als solche in Zukunft das Haupthinderniß tüchtiger politischer Zucht bilden würde, die den Hannoveranern nur gegeben werden kann, wenn sie zu dem Stolze des Bewußtseins gelangen, im preußischen Staate mitzurathen und mitzuthaten. Wir meinen, diese Entschädigung kann wenigstens auf die Dauer über den Affectionswerth, den die alten Institutionen haben, hinwegsetzen. Ueberdies mag man sich erinnern, daß das Königreich Hannover ein Conglomerat ist, dessen verschiedene Bestandtheile verschiedene Geschichte und mit ihr verschiedenen politischen Erwerb haben vergessen müssen, um die hannoverische Verfassung zu einer Zeit zu erhalten, in welcher die politischen Anforderungen der norddeutschen Stämme auf ziemlich gleicher Höhe standen. Daß berechnete und werthvolle Eigenthümlichkeiten geschenkt werden sollen, ist preußischerseits überdies oft genug erklärt worden. Aber nicht so sehr die Verfassung und ihr innerer Werth, als vielmehr die Gunst der finanziellen Lage und namentlich ihre Wirkung in der Beamtenwelt, das ist es, dessen die große Zahl derer, die jetzt ihre eigenen und die Chancen Angehöriger erwägen, vor allem berücksichtigt, wenn sie die Autonomie ihres Landes begehren.

Wie über die Frage der Beamtenbesoldung und andere noch wichtigere während des Interims der Königsdictatur entschieden werden wird, ist nicht zu übersehen, aber der gute Wille, mit welchem berufene Autoritäten des Landes ihren Rath ertheilen, kann sicherlich viel Nutzen stiften. Die leichtfertige Art freilich, mit der auch Leute von sonst tüchtigem Sinn und ehrenvoller Lebensstellung das ganze Vorgehen Preußens verurtheilen, läßt leider nicht erwarten, daß sie so bald etwaige Opfer, die von ihnen gefordert werden, über den neuen unbegehrten politischen Gütern verschmerzen werden, die der Wechsel des Regiments ihnen bringt. Es hat etwas sehr Widerwärtiges, den Expectationen solcher Patrioten zuzuhören, die den preußischen Staat als den Bonvivant auf fremde Kosten oder als den Bankerotier ansehen, der seine Hoffnungen auf einen „Raubkrieg“ gesetzt hat. Mag man indeß in diesen Kreisen, deren Existenz nicht wegzuläugnen ist, vorläufig in passiver Ablehnung verharren und sich damit schadlos halten, den König Wilhelm den „Aneignungstüchtigen“ zu nennen — wie ein beliebtes Wortspiel lautet —, man wird erkennen, daß durch Beibehaltung dieses vornehmen Degouts jeder auf eigene Kosten frondirt. Es prägt sich in diesem Verhalten ein im bedenklichen Sinne bäuerlicher Zug aus, der einem guten Theile der hannoverischen Bevölkerung anhaftet. Jahrzehnte lang hat man der Welfendynastie ohne Murren, wenigstens ohne ernsthafte Auslehnung, mit der edelsten Naturalleistung gesteuert, die es für gebildete Völker giebt, mit dem sittlichen Besiß des Rechtsbewußtseins und der Würde

des Staatsbürgers, die zum Spiele königlicher Willkür erniedrigt war. Jetzt soll es anders werden. Dieser unwürdige Schoß wird abgelöst, den Hannoveranern ist fruchtbarer veredelnder Antheil an einem wirklichen Staate geschenkt; dafür wird die pecuniäre Steuer erhöht werden. Wer feilschend die Münze in der Hand dreht und mit Wohlgefallen auf die Fleischköpfe der vergangenen Aera zurückweist, giebt sich das Zeugniß, daß er vom großen Ströme erhabener Interessen, der die neue Zeit und das wiedergeborene Deutschland bezeichnet, seitab gestanden hat.

Die Wiederkehr der Erfahrungen von 1815 hätte der Nation bei den neuen Annektionen Preußens erspart bleiben sollen; daß es geschehen wäre, wenn die Jüngstvergangenheit des preussischen Regiments den Anforderungen des Liberalismus genügt hätte, ist nicht zu behaupten. Die liberalen Elemente in den neuen Provinzen sind mit wenigen entschuldbaren Ausnahmen grade nicht oppositionell. An der Unklarheit der politischen Ideale in den Kleinstaaten liegt die größere Schuld. Sei's drum; mögen manche Scenen sich heute wiederholen, welche die Einverleibung der neuen Provinzen vor fünfzig Jahren begleiteten, mögen die Inquilinen der guten Stadt Hannover noch oft bei Geburtstagen des Welfenhauses gelbweißen Sand vor die Hausthüren streuen, dem heraufwachsenden Geschlechte, das erst ganz und völlig in den neuen Stand eintritt, wird er nicht in die Augen fallen und der freie Blick in eine bedeutendere Zukunft wird ihnen hoffentlich nicht getrübt werden; denn schon in schwierigerer Lage hat Preußen die Assimilationskraft eines echten Staates bewährt.

Den Gegenwärtigen aber, gut und böswilligen, die in die großen Geschicke des Hohenzollernreiches hineingezwungen sind, mag ein Gleichniß gesagt sein. Wenn der nordische Bauer sein Kind dem fremden Manne ungefragt zum Weibe giebt, und man will ihn der Härte zeihen, so antwortet er: die Liebe kommt nach der Hochzeit. Und die Erfahrung pflegt das Sprichwort zu Ehren zu bringen. So wird es auch in dieser politischen Ehe Preußens mit den neuen Ländern gehen, die nunmehr durch die Proclamation des Einverleibungspatents solenn vollzogen ist. Ueber ein Kurzes hoffen wir gesunde Kinder aus der ungewollten Verbindung.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.